

Danke, Hitler

Der Holocaust als pornographische Collage: Boris Lurie beschäftigt sich in dem jetzt erstmals auf Deutsch erschienenen Roman »Haus von Anita« auf schockierende Art mit seinen Erfahrungen im Konzentrationslager. Von Matthias Reichelt

Bittere Ironie und der Zynismus der Wirklichkeit kennzeichnen Boris Luries künstlerische Arbeit. Seinen 2019 publizierten Erinnerungen an Riga, die bislang nur auf Englisch vorliegen, ist ein wegweisendes Zitat vorangestellt: »Ich danke dir, Adolf Hitler, mich zu dem gemacht zu haben, der ich bin, und für all die fruchtbaren Stunden, die ich in deiner Gewalt verbrachte, für alle kostbaren Lektionen, die ich aufgrund deiner Weisheit erhielt, für alle tragischen Momente, schwebend zwischen Leben und Tod.«

Lurie wurde 1924 in Leningrad geboren, wuchs jedoch im lettischen Riga auf. Der Vater, Ilja Lurie, ein erfolgreicher Kaufmann, hatte seine Geschäfte in der Sowjetunion nicht weiter betreiben können und war mit der Familie nach Riga gegangen, als Boris ein Jahr alt war. Von Riga aus versorgte er die Rote Armee mit Leder und anderen Gütern. Boris und seine Schwestern Asya und Jeanna erlebten eine behütete Kindheit in einer säkularen jüdischen Familie.

Boris Lurie engagierte sich in einer linkszionistischen Jugendorganisation und entwickelte graphische Entwürfe für linke Verlage. Als die Wehrmacht im Sommer 1941 Riga besetzte, begann die Verfolgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung. Die Familie Luries wurde in das Rigaer Ghetto gezwungen und von dort auf verschiedene Lager verteilt. Knapp



Boris Lurie, Simone Martini Bar, 1st Ave, St. Marks Place, 24. November, 2003

vier Jahre verbrachten Boris und sein Vater im Arbeitsghetto und in mehreren Konzentrationslagern, bis zu ihrer Befreiung aus einem Außenlager des KZ Buchenwald in den Polte-Werken in Magdeburg durch US-amerikanische Truppen.

Zu den traumatischen Erinnerungen kam der Schmerz über die großen Verluste. Boris' Mutter, seine Großmutter, die Schwester Jeanna

sowie seine Jugendliebe Ljuba Treskunova überlebten das Ghetto für Kinder, Frauen und Alte in Riga nicht. Sie gehörten zu den rund 26 000 jüdischen Menschen, die bei der letzten von zwei sogenannten »Großen Aktionen«, am 8. Dezember 1941, in Rumbula, ca. acht Kilometer südlich von Riga, erschossen und in Massengräbern verscharrt wurden. Damit machte die Wehrmacht »Platz«

für die aus Deutschland deportierten Juden.

Nach dem Krieg emigrierten Boris Lurie mit seinem Vater nach New York, wo er damit begann, seine Erfahrungen künstlerisch aufzuarbeiten, anfangs in Form von klassischer Malerei, bald in offeneren Kunstformen, die Malerei, Assemblage, Collage, Skulptur und typographische Elemente umfassten. 1959 gründete

er mit befreundeten Künstlern die *NO!art*-Bewegung, die sich gegen den etablierten Kunstbetrieb wandte. Etwa zu der Zeit begann er auch damit, seine Ansichten zu Politik, Kunst und Museen niederzuschreiben. Bislang sind diese Texte nur in kurzen Auszügen zugänglich. Auch ein Roman über einen Ghettopolizisten namens Wand ist unveröffentlicht. 2008 starb Lurie in New York.

Für das Verständnis seines jetzt auf Deutsch erschienenen Romans »Haus von Anita« ist das Wissen um das Trauma Luries unabdingbar. Der erstmals 2010 von *NO!art Publishing* in New York, dem Verlag der Boris Lurie Art Foundation, herausgegebene Roman wurde erneut 2016 ediert, umfasst 68 Kapitel und beschreibt das von der Domina Anita geleitete »moderne Kulturzerzieherische Sklaveninstitut der Avantgarde«, das in einem großen Apartment am Central Park West, Ecke 65. Straße, residiert.

Bei der Darstellung des Instituts ließ Lurie sich von der herrschaftlichen Wohnung seiner Freundin Gertrude Stein inspirieren, einer Galeristin, die der Boris Lurie Art Foundation vorsteht und an jener Straßenecke im berühmten zwölfgeschossigen »Prasada« wohnt. Lurie sprach immer süffisant vom »Italian palazzo«, den die Freundin bewohne, während er, obgleich Multimillionär, in einer engen, vollgestopften Parterrewohnung lebte.

Neben Anita leben im Roman die Herrinnen Tana Louise, Beth Simpson und Judy Stone ihre Wünsche an den männlichen Sklaven aus. Die versklavten Männer sind der jüdische Bobby, aus dessen Perspektive erzählt wird, die zwei Deutschen Fritz und Hans sowie der italienische Kapo Aldo, der als Kalfaktor anfangs gewisse Privilegien genießt. Die ersten Seiten des Romans widmen sich der Beschreibung des Interieurs des Instituts, das im »Zen-Stil der Leere« eingerichtet ist. Die »blaugestreiften Uniformpyjamas« und geschorenen Köpfe der Sklaven erinnern an die Entwürdigung der KZ-Häftlinge.

Untergebracht sind die Sklaven in Kojen, die durch gläserne Wände getrennt und Tag und Nacht einsehbar sind. Lampen leuchten die Schlafstätte aus, die mit »Marschliedern der radikalen amerikanischen Gewerkschaftsbewegung oder des Spanischen Bürgerkriegs« beschallt werden.

Die alltägliche Routine besteht aus »Melken des Ejakulats« unter Gewaltanwendung, so dass sich Samen und Blut der Sklaven mischen und genüsslich gekostet werden. In rollenden Sarkophagen mit zwei Öffnungen für Mund und Penis stecken die Männer unbeweglich fest und werden malträtiert. Einige S/M-Szenen beschreiben die Entleerung der Körper von Kot und Urin, woran Lurie die Leser in aller olfaktorischer Deutlichkeit teilhaben lässt. Die stän-

»Meine Sympathie ist mit der Maus, doch ich füttere die Katze.« Boris Lurie

dige Verfügbarkeit lässt willfährige Unterwürfigkeit entstehen, so dass bei den Sklaven auch Lust aufkommt.

Die Lektüre dieser »Anti-Pornographie« (Stefan Ripplinger) bereitet indes keinen Genuss und ist zum Teil quälend. Die Geschichte ist zu surreal, grotesk und tragisch, als dass sich der Leser darauf einlassen könnte. »Haus von Anita« ist ein Roman, der radikal jede Identifikationsmöglichkeit verweigert. Er bietet keinen konzisen Handlungsablauf und ist eher eine Addition von Szenen, die sich im Institut und um es herum ereignen. Methodisch erinnert das Buch an die Collage-Techniken von Luries Bildern, in denen dieser Disparates auf die Leinwand packte, um die Widersprüche und die verstörende Gleichzeitigkeit von Vernichtung und Sexualität, von Terror und Vergnügen zu zeigen.

In seiner Lyrik brachte er einen zentralen Widerspruch seines Lebens zwischen kapitalistischem Handeln und politischer Haltung auf den Punkt. Lurie, der nur ganz zu Anfang seiner Karriere Bilder verkaufte, um

sie später zurückzukaufen, verdankt seinen Reichtum ausschließlich seinem väterlichen Erbe und Börsengeschäften. Gleichzeitig sympathisierte er mit sozialistischen und revolutionären Ideen: »Meine Sympathie ist mit der Maus, doch ich füttere die Katze.«

Als Gast taucht im Haus von Anita die Kunsthändlerin Hannah Polanitzer auf, der die Hausherrin ihre kostbaren Kunstschatze zeigt: »ein Knäuel Auschwitzhaar in der Originalschachtel« sowie zermahlene Knochen »aus den Leichengruben« der Konzentrationslager. In zuge-spitzter Form bringt Lurie seinen Abscheu gegen den Zynismus des Kunstmarktes zum Ausdruck, der in seiner Vermarktungswut vor nichts haltmacht.

Höchst berührend sind die Passagen, in denen Lurie seine Erlebnisse in Riga aufruft. In zwei Kapiteln erscheinen Wiedergänger der in Rumbula Ermordeten, die Bobby in einem Haufen zusammengekauerter Gestalten im Vestibül des Instituts erkennt. Alle sind durch blutige Schusswunden im Schädel gezeichnet und verströmen den »Ostfrontgestank«. Die Toten, insbesondere ein 16jähriges Mädchen, das unschwer erkennbar die ermordete Ljuba Treskunova verkörpert, halten Gericht über Bobby, »Bobenka«: »ER ist es, der mich vernichtet hat!«

Dass ausgerechnet die Opfer Schuld und Scham empfinden, überlebt zu haben, während die Täter ihre Schuld leugnen, wurde bereits von Primo Levi beschrieben. Der Psychoanalytiker William G. Niederland prägte dafür in den sechziger Jahren den Begriff des Überlebensschuld-Syndroms.

Lurie musste an der Bewältigung der von ihm empfundenen Scham scheitern, denn seine Erinnerung macht die Auflösung der empfundenen »Schuld« zur Aporie. Er träumte

jede Nacht von seinen Erlebnissen in den KZ, wie sich Beatrice LeCornu-Hamilton, die in Paris lebende frühere Ehefrau von Lurie, in dem Dokumentarfilm »Shoah und Pin-Ups« (2006) erinnert.

In »Haus von Anita« gibt Lurie in der Personifizierung als Bobby viel von sich preis. Er erklärt seine Verehrung von Stalin als Bezwingen des Faschismus. Im Roman lässt er ihn mit Rotarmisten und Panzern durch Manhattan paradiere und in den Twin Towers residieren.

Ganz am Ende finden Bobby wie auch die von ihm aus den Fängen Anitas befreite Jüdin und einstige Herrin Judy Stone, die zum Spielobjekt degradiert worden war, ihren Weg in die Freiheit. Eine El-Al-Maschine bringt sie in das verheißene Land Israel. Dort bringt sich Herrin Judy Stone um und auch Bobbys Leben endet mit einer postumen Erkenntnis: »Obwohl ich völlig tot bin, bin ich endlich frei«. Im letzten Kapitel schreibt die Kunsthändlerin Hannah Polanitzer, an Judy Stone, nicht ahnend, dass diese tot ist, über das Ende Anitas und berichtet, dass sie selbst die Räume als neue Besitzerin übernommen hat. Manhattan ist einem rätselhaften Brand zum Opfer gefallen und liegt wie Sodom und Gomorra in Trümmern. Doch das Kunstgeschäft blüht: »Mit ein paar Kartoffeln kaufe ich einen klassischen Picasso. Ein Stapel Pop Art ist für zehn Zigaretten zu haben!«

So schwierig die Lektüre ist, so lohnend ist sie: Der tragisch-groteske Roman enthält viele Spuren Luries, die sich in seinem Bilder ebenfalls wiederfinden und bei der Analyse seines Werks hilfreich sind.

Boris Lurie: Haus von Anita. Aus dem Englischen von Joachim Kalka. Wallstein-Verlag 2021, 298 Seiten, 24 Euro

Matthias Reichelt hat zwei Filme über Lurie veröffentlicht: »Shoah und Pin Ups. Der NO!artist Boris Lurie« zusammen mit Reinhold Dettmer-Finck (2006) und »Ein Besuch bei Boris Lurie in Manhattan im April 2002« (2016), der auf Youtube zugänglich ist.